



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Jentsch, Carl: Nietzsche noch einmal

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Nietzsche noch einmal



Es hieße sich zum Mitschuldigen an der Überschätzung Nietzsches machen, wollte man über den Zank der Nietzschegelehrten über Vernoullis Werk berichten.\*) Für einen Racheakt gegen Frau Förster — einen solchen nennen es deren Mannen — wären die tausend Seiten großen Formats doch wohl ein bißchen zu viel Arbeit. Mir hat die Lektüre des zweiten Bandes (der uns mit seinen schwarzen Rechtecken einmal zeigt, wie ein von der russischen Zensur zugerechtes Buch aussieht) das im 36. Heft ausgesprochne Urteil bestätigt. Das Werk verdient Dank, denn es befähigt auch solche, die Nietzsches Werke nicht gelesen haben, zu einem abschließenden Urteil über ihn. Nietzsche wird ein wichtiger Gegenstand der Betrachtung und Forschung für alle Zeiten bleiben, denn er gibt fast allen Kulturfragen der Gegenwart die schärfste, eine mitunter übertrieben scharfe Formulierung — ohne eine einzige zu beantworten, weshalb er nicht Führer, sondern nur lebendige Enzyklopädie sein kann. Aber weil er die Fragen, Ansichten und Strömungen nicht als Gelehrter registriert, sondern erlebt und als Erlebnisse mit leidenschaftlicher Hefigkeit hervorstößt und heraussprudelt, ja daran zugrunde geht, ist er zugleich das interessanteste psychologische Phänomen: ein Saiteninstrument von so feiner und starker Resonanz, daß kein Ton in der Kulturwelt erklingen kann, ohne daß es vernehmlich und mitunter schrill und kreischend mit erklingt. Ein andres Bild gebraucht er selbst in einem Briefe an Peter Gast: „In Paris ist eine Ausstellung für Elektrizität: ich sollte eigentlich dort sein, als Ausstellungsgegenstand.“ Das ergibt denn die ungeheuerlichsten Disharmonien und Kontraste. „Zeugnisse aus dem Munde gebildeter, sogar fränklicher Damen und aus dem Munde einer zeitgenössischen Autorität auf dem Gebiete der christlichen Ethik [Professor Julius Kaftan] sprechen Nietzsche selbst in seinen letzten gefunden Tagen noch vollkommene Lauterkeit und Feinheit der Empfindung zu! Dies zusammengehalten mit der ebensowenig wegzuleugnenden Tatsache, daß wir es bei dem Nietzsche der nachzarathustrischen Schriften mit einem ausgepichten, unverbesserlichen Fanatiker zu tun haben [Vernoulli stellt ihn als

\*) Franz Overbeck und Friedrich Nietzsche, eine Freundschaft. Von Carl Albrecht Vernoulli. Zweiter Band, mit Porträt und zwei Beilagen. Jena, Eugen Diederichs, 1908. — Friedrich Nietzsches Briefe an Peter Gast, herausgegeben von Peter Gast. Leipzig, Inselverlag, 1908. — Neue Rundschau, November 1908: Briefe Nietzsches an Mutter und Schwester Herbst 1887 bis Frühling 1888.

edeln Fanatiker neben Calvin], dem kein Enthusiasmus und kein Rauschzustand mehr das Auge verschleiern, ist ein psychologisches Zusammentreffen von vollkommener Einzigkeit. Ein solches Übermaß von Abstand zwischen einem so friedlichen, wohlgesitteten Gemüt und einem so gefährlichen, unheilbrütenden Umsturzeiste ist wohl ohne Beispiel."

Der Mann, der in seinen Büchern, berserkerhaft tobend, alles beschimpft und zerschlägt, was guten und gebildeten Menschen heilig ist, muß, über vierzig Jahre alt, schamhaft erröten, wenn die Frau, mit der er spricht, auf die Bestimmung des Weibes anspielt, wie sie E. v. Hartmann darstellt, hat Angst, katholische Damen möchten seine Bücher lesen und sich dadurch in ihrem religiösen Empfinden verletzt fühlen, oder seine Schwester könne von seiner Irreligiosität angesteckt und dadurch in ihrem Kolonisationswerk, zu dem Religion notwendig sei, gehemmt werden, und sein Wort vom Weibe und der Peitsche soll nun schon gar keine seiner Freundinnen erfahren. (Für sein Verhältnis zu ihnen ist charakteristisch, daß sie bekanteten, es gehe kein sinnliches Fluidum von ihm aus, er wirke nur als Geist.) Gegen seine Freunde fließt er von Bärtlichkeit über, und hat er keine, so wird er von Sehnsucht nach solchen verzehrt. „Der Freunde harre ich, Tag und Nacht bereit, der neuen Freunde! Kommt! 's ist Zeit, 's ist Zeit!“ schließt ein an Heinrich von Stein gerichtetes Lied. Sein Herz ist voll gütiger Teilnahme: er sorgt sich um den durch die Maul- und Klauenseuche gefährdeten Ochsen seines Engadiner Wirtz, und seine Genueser Wirtzleute nennen ihn wegen seiner armseligen asketischen Lebensweise und seines liebevollen Wesens ihren piccolo santo. Ein Heiliger konnte er ja auch deswegen genannt werden, weil sein Leben vom beginnenden Mannesalter an ein beständiges Martyrium war. Die meisten seiner Bücher hat er unter körperlichen Schmerzen geschrieben, die ihn zuletzt verleiteten oder zwangen, zu gefährlichen Schlafmitteln seine Zuflucht zu nehmen. Beständig sah er sich von Erblindung bedroht; ohne Freunde, die sich ihm als Amanuenses anboten, hätte er mehrere seiner Werke nicht abfassen können. Sein Nervenleiden zwang ihn, auf der Suche nach einem für ihn passenden Klima herumzuirren: aus Sachsen an die Riviera, aus den Alpen nach Venedig, von Messina in den Grunewald, und das bei einem Einkommen von dreitausend Franken, von dem er sogar, statt Honorar zu bekommen, seine Verleger befriedigen mußte; zuletzt fand sich kaum noch einer, der es mit ihm gewagt hätte. Wie rührend, wenn er aus Venedig, wo er Peter Gast sehr schön eingerichtet gefunden hatte, seiner Schwester schreibt: „Freund Gast wohnt hier in seiner Muschel beschützt und behütet, gut versorgt, in jedem Punkte besser als früher: sodaß meine absurde, aber aus Gesundheitsgründen absolut gebotene Bagabondage aus einem ruppigen Kämmerchen ins andre [und das bei seinem starken ästhetischen Bedürfnis!], als garçon meublé, wie ich mich nenne, hier ihr Gegenstück findet.“ Oder wenn er am 3. November 1887 an Gast schreibt: „Großes Vergnügen über den neuherausgegebenen, verbesserten und vermehrten Schlafrock! Mein, was Sie mich beschämen!.. Ich vermisse nämlich

dies Kleidungsstück täglich, bei den winterlichen Stimmungen dieses Herbstes, welche mein Nord-, Garten- und Parterrezimmer noch unterstreicht. Trotzdem wagte ich nicht, mir ihn kommen zu lassen, weil ich mich seines entarteten Zustandes erinnerte, der diesem Rizza noch mehr widerspricht als vielleicht Ihrem philosophischen Venedig; auch bin ich noch nicht bescheiden genug dazu, meinen Stolz im Zur-Schau-tragen meiner Lumpen zu suchen. Ecco! . . . Und nun plötzlich so verschönert und achtbar geworden in seinem Zimmer zu sitzen — welche Überraschung!"

Den schneidendsten aller Widersprüche haben wir in dem zwischen seiner theoretischen Antimoral und der Moral, die er lebt. Er predigt die Bestialität, das Kraftmeiertum, den Borgiathypus, zugleich aber auch das wahrhaft vornehme Betragen, dessen er sich selbst sein Leben lang befleißigt hat, und das also seine wirkliche Moral war (zu der auch die Nächstenliebe gehörte. Man hört auf, schreibt er an Peter Gast, „sich selber recht zu lieben, wenn man aufhört, sich in der Liebe zu andern zu üben: weshalb dieses Aufhören sehr zu widerraten ist. Aus meiner Erfahrung!“ Genau so, wie der Geistliche im Religionsunterricht spricht!). „Was ist vornehm? Die Sorgfalt im Äußerlichsten — die langsame Gebärde — auch der langsame Blick — das Ertragen der Armut und der Dürftigkeit, auch der Krankheit — der Zweifel an der Mitteilbarkeit des Herzens — immer verkleidet, immer möglichst incognito — die Fähigkeit zur Muße — das Inschutzhnehmen alles Förmlichen — das Mißtrauen gegen alle Arten des Sich-gehen-lassens usw.“ Läßt sich ein tollerter Widerspruch denken, als wenn dieser wahrhaft Vornehme die prachtvolle blonde Bestie preist und empfiehlt?

Bernoulli meint, Nietzsche sei eine Sokratesnatur, ein apollinischer Mensch gewesen und habe sich als Dionysos verkleidet, „Nietzsches System steckt im Rauschgeiste des Dionysos wie in einer Hülse; die Herzkraft seines Systems ist der Sokratestrieb. Sokrates plus die unbewußten Instinkte, und wir haben Nietzsche.“ Das ist wohl richtig, aber in der Ausführung des Gedankens weiche ich von Bernoulli, dessen Reflexionen ihrer Länge wegen nicht wiedergegeben werden können, nicht unwesentlich ab. In der Tat sieht Nietzsche klar und scharf, und er liebt das Maß wie Sokrates, dem zum apollinischen Geiste nur noch die schöpferische Gestaltungskraft fehlte, die dann Plato zur Sokratik hinzugebracht hat. Nietzsches Haß gegen Sokrates war also einerseits verfehlte Liebe; andererseits allerdings wirklicher Haß, Haß seiner selbst. Nietzsche wollte nämlich ein Gott sein auch in der Allseitigkeit, liebte darum am meisten die Eigenschaft, die ihm am meisten fehlte: Titanenkraft, nicht die in Worten sich äußernde des kühnen Verstandes, sondern die des muskelstarken Nacken und die des weltumgestaltenden Tatmenschen: Napoleon war sein Abgott. Und da er gern ein Napoleon gewesen wäre, schämte er sich, und es machte ihn wütend, daß er bloß ein genialer Schulmeister war. Diesen suchte er nun in der Dionysoshülle zu verbergen. Es gibt aber zweierlei Dionyse, die sich bei ihm mischen, obwohl sie himmelweit voneinander ver-

schieden sind. Der eine ist der, dessen Mänaden den Pentheus zerreißen, und in dessen Gefolge Satyrn tanzen: die als Gottheit symbolisierte Tierheit des Menschen, deren Gebaren, der Orgiasmus, damit entschuldigt wird, daß es ein Gott sei, der ihn bewirke. Dionysos offenbart sich aber auch im Enthusiasmus, und der ist nun nicht Tierheit, sondern Geist und wirklich Gottheit. Von Apollo wird er nur darum unterschieden, weil der apollinisch gestimmte Mensch mit klarem Bewußtsein, der dionysische in einem Rauschzustande schafft, wie Goethe, der, wenn mitten in der Nacht ein Gedicht seinem Hirn entsprang, rasch aufstand und es auf den ersten besten Papierbogen — fertig und abgerundet — hinwarf, weil, wenn er das nicht sofort tat, er es bald darauf wieder vergessen hatte. Dieser Dionysos lebt auch im Propheten, im Eroberer, im Staatsmann und hat, wie gesagt, schlechterdings nichts mit Bestialität zu schaffen. Weil nun der niedere wie der höhere Dionysos Kraft offenbart, und Nietzsche die Kraft über alles liebte, so flossen ihm beide Ideen ineinander, und weil die konventionelle Moral dem Kraftmenschen Fesseln anlegt, darum haßte er sie, glaubte er, sie vernichten und eine neue Moral oder Übermoral verkündigen, alle Werte umwerten zu müssen. Und alle, die ähnliche, mehr oder weniger — meist weniger — edle Gelüste hegen, preisen ihn als den Eröffner eines neuen Zeitalters.

Aber sie täuschen sich. Wie verhält es sich denn mit dem niedern Dionysischen? Das Triebleben des Tiers verläuft in seinem gesetzlichen Fluß, an dem es nichts ändern kann, und von dem es nur abweicht, wenn elementare Not oder der Mensch es an der triebmäßigen Befriedigung seiner Bedürfnisse hindern. Des Menschen Triebleben steht unter dem Einflusse des Geistes, den aus der Tierseele sich „entwickeln“ lassen zu wollen ein ganz vergebliches Unterfangen unsrer Biologen und Soziologen ist. Die Phantastetätigkeit des Geistes steigert die Intensität der Begierden und die Mannigfaltigkeit der vorgestellten Befriedigungsformen ins Unermessliche, und die Zivilisation setzt den Menschen in den Stand, diese vielgestaltige und maßlose Begierde zu befriedigen und dadurch — sein eignes Leben und das anderer Menschen zu vernichten, während doch die beiden Grundtriebe den organischen Wesen zu ihrer individuellen und des Geschlechtes Erhaltung eingepflanzt sind. Kein Tier kann das: soll die Gans eine Fettleber bekommen, so muß sie eingesperrt und gestopft werden, wogegen sie sich mit ihren schwachen Kräften sträubt, so sehr sie kann. Soll dagegen beim Menschen der Naturtrieb nicht zur Zerstörung, sondern der Erhaltung dienen, so muß er von der Vernunft in Zucht genommen werden. Die erhaltende Befriedigungsweise ist das Sittlichgute, die zerstörende das Sittlichböse oder theologisch gesprochen die Sünde. (Das sind keine erschöpfende, sondern nur für den Zweck zurechtgemachte Definitionen.) Daran wird gar nichts dadurch geändert, daß die Kannibalen das Köpfen und Menschenfressen als religiöse Pflicht üben; es gibt eben einen Zustand ungebändigten Trieblebens (das man eigentlich nicht tierisch nennen darf, weil das des Tiers durch den Instinkt geregelt wird), der auch beim Kulturmenschen

vorkommt, und es gibt Irrtümer, die den sittlichen Instinkt mißleiten. Und auch dadurch wird der Glauben an ewige sittliche Normen nicht umgestoßen, daß die eine Mutter ihre Kinder prügelt, die andre sie küßt, die dritte abwechselnd küßt und prügelt. Es gibt gewissenlose Mütter, und die verstoßen eben gegen die Mutterpflicht. Und es gibt dumme und unwissende Mütter, die ihre Pflicht auf eine unverständige Weise erfüllen. Übrigens sind in der Tat bei der Kindererziehung manchmal Schläge, manchmal Küsse angebracht, während für gewöhnlich ruhige, ernste Freundlichkeit ohne süße und bittere Zugabe das beste ist. Aus der Verschiedenheit, die von den Umständen für die Ausübung einer Pflicht gefordert wird, folgt keineswegs, daß sich die Pflicht selbst und die pflichtmäßige Gesinnung nach Orten und Zeiten ändern. Was sich ändert im Laufe der Zeit und sich mit wachsender Erfahrung vervollkommnet — entwickelt, wenn man dieses Modewort schlechterdings nicht entraten kann —, das ist die Einsicht in die richtige Auffassung der Pflicht und in die beste Art ihrer Erfüllung.

Thomas Buckle — er gehört zu den Denkern, die Nietzsche nicht leiden konnte — hat richtig erkannt, daß der Fortschritt der Jahrtausende am Sittengesetz nicht ein Jota ändert, daß nur die Erkenntnis und das Wissen fortschreiten, unvernünftige Auffassungen der Pflicht und unzweckmäßige Übungsweisen beseitigen. Weil nun solche unzweckmäßige Übungsweisen häufig bei frommen Leuten vorkommen, und weil die Frömmerei besonders die Entfaltung der Kraft in einem von der Vernunft durchaus nicht geforderten Grade hemmt, darum warfen sich Nietzsches Haß und Zorn auf das Christentum, das jedoch für die Verschrobenheiten seiner Theologen, für die Geschmacklosigkeit seiner Bigotten und für die Verirrungen seiner Sekten nicht verantwortlich gemacht werden darf; Jesus lehrt, daß nicht, was zum Munde eingeht, sondern nur manches von dem, was herauskommt, den Menschen verunreinigt, und deutet dabei (Matthäus 15, 17) „unanständige“ natürliche Vorgänge ohne alle Zimperlichkeit an; und in den neutestamentlichen Briefen wird vor Irrlehrern gewarnt, die die Ehe und gewisse Speisen verböten. Es bedeutet doch wahrhaftig keine Schändung, vielmehr höchste Ehrung der Natur, wenn das Christentum lehrt, sie werde durch des Menschen Sünde verderben; man braucht ja nur einen Trunkenbold oder von einem andern Laster gezeichneten neben einen gesunden Menschen oder ein gesundes Tier zu stellen, um sich davon zu überzeugen. Paulus und die übrigen Theologen haben versucht, die Beziehungen zwischen den beiden Elementen der Menschennatur dogmatisch zu formulieren. Ihr Erbsünddogma behauptet bis heute seinen pädagogischen Wert, nur muß allerdings von denen, die keine Kinder mehr sind — Kindern kann man nicht sogleich die Wahrheit sagen —, das nach dem heutigen Stande unsrer Einsicht unhaltbare daran preisgegeben werden. Nicht einem einmaligen Willensakte des ersten Menschen, sondern der Menschennatur, wie sie ist und gar nicht anders gedacht werden kann, entspringt das Verderben, und nicht

einer Gnade, die durch den Opfertod des zweiten Adam „verdient“ worden sei, entquillt das Heil, sondern der sich stetig läuternden und erweiternden Erkenntnis des Menschen und der fortschreitenden Organisation der menschlichen Gesellschaft. Aber in der nur pädagogisch zu rechtfertigenden Form des Dogmas stecken drei unanfechtbare Wahrheiten: daß die Sünde die Natur verdirbt, daß sie samt ihren Folgen vererbt wird, und daß die von Christus gestiftete Kirche dem Menschen bei seinem Selbsterlösungsstreben wirksame Hilfe leistet.

Mißverständnis des Christentums war aber nicht der einzige und eigentliche Grund von Nietzsches Haß. Diesen eigentlichen Grund spricht Overbeck aus, wenn er (an zwei verschiedenen Stellen) schreibt: Nietzsche „hat auch anerkannt, das Christentum sei jeden Augenblick noch möglich, aber freilich nur als privateste Daseinsform von Sonderlingen, als eine Praxis, nicht als eine Lehre. Infolgedessen verstößt es nicht einmal gegen seinen Sinn, in der christlichen Herzensgefinnung von kärglich gebildeten und kleinen Leuten sogar eine Kulturstufe anzuerkennen. [Das ist Unsinn, ebenso, wenn Nietzsche und Bernoulli meinen, das Christentum müsse durch die Kultur ersetzt werden. Die Zivilisation ist etwas für sich, und die Religion ist etwas für sich; jede Art und Stufe der Zivilisation ist mit und ohne Religion möglich; Veredlung der Zivilisation zur Kultur aber ist ohne Religion nicht möglich, und höchste Kultur natürlich nur bei reinsten Religion.] Aber an die Spitze aller Kultur gehört fortan der enttierte und zugleich entgottete Mensch, der frei und unabhängig nur auf sich selber steht.“ Bernoulli erzählt ein Geschichtchen von einem Techniker, der im Betrachten einer gewaltigen Maschine, die er gebaut hat, und in der er nun eine Art Gott sieht, verrückt wird, und läßt Nietzsche sprechen: „Da haben wir wieder einmal die Bescherung! Meint ihr denn, es geschehe aus einem lächerlichen und sinnlosen Hasse gegen einen Gott, der gar nicht existiert, daß ich euch in erster Linie von der Religion abrate? An dieser verhängnisvollen Bezogenheit eines gemütvollen Menschen auf den im Grunde toten, aber von ihm vergötterten Gegenstand seiner Verehrung ist da ein begabter Jüngling zugrunde gegangen . . . Begreift ihr nun, weshalb ich euch diese schwächliche Bezogenheit und Lückenbuße und Krückenhinkerei von Grund aus entwertet habe, genannt Religiosität? Begreift ihr, warum meine Guten die Starken sind, und warum ich die Schwachen böse heiße? Und begreift ihr endlich, wie ich das verstanden haben will, in Freiheit nur auf sich selber stehn?“ Was ihm als vermeintliche Spezialität am Christentum mißfiel, das war Nebensache. Sein Haß galt aller Religion, die ja ihrem Wortsinne nach Bindung und Anerkennung der Abhängigkeit bedeutet. Seine Abhängigkeit anerkennen sollen, das war ihm unerträglich. Nun ist aber die Nichtanerkennung der Abhängigkeit des Menschen an sich schon Wahnsinn, natürlich nicht im Sinne der medizinischen Wissenschaft. Wenn die Menschen einmal so weit sein werden, daß sie das Wetter machen können, daß kein Grubenbrand,

kein Orkan, kein Erdbeben, kein Bazillus und kein Hochwasser mehr ihr Leben bedroht, daß sie einander nicht mehr durch Selbstsucht, Unverstand und Launenhaftigkeit das Leben zur Hölle machen, daß sie allesamt gesund und glücklich sind, und daß ein jeder so lange lebt, wie es ihm gefällt, dann werden sie keine Religion und keinen Gott mehr brauchen. Vorläufig aber ist der Mensch noch, mit dem derben Luther zu reden, der sterbliche Madensack, den oft schon eine Blatter daniederwirft. Bei gesunden Sinnen hat er nur die Wahl, ob er sich von einem blinden materiellen Universum oder von einer Weltvernunft abhängig denken will. Und die das zweite wählen, also die wahrhaft religiösen, verfallen niemals der Narrheit, einen toten Götzen anzubeten, etwa die Maschine, die sie selbst gebaut haben. Leuten wie Overbeck und Bernoulli ist der Atheismus erträglich, weil sie glückliche Existenzen sind und sich des höchsten Grades von Sicherheit erfreuen, den die heutige Zivilisation zu gewähren vermag. Und noch aus einem andern Grunde: weil sie ihren Atheismus nicht im Herzen erleben, sondern nur im Kopfe konstruieren und ihre Konstruktion nicht einmal zu Ende denken. Nietzsche hat zu Ende gedacht (er und Mauthner mit seiner Zufallswelt sind die einzigen beiden, die ihn zu Ende gedacht haben). Im Sanktus Januarius schreibt er: „Du wirst niemals mehr beten, niemals mehr anbeten, niemals mehr im endlosen Vertrauen ausruhen — du versagst es dir, vor einer letzten Weisheit, letzten Güte, letzten Macht stehen zu bleiben und deine Gedanken abzuschirren — du hast keinen fortwährenden Wächter und Freund für deine sieben Einsamkeiten — du lebst ohne den Ausblick auf ein Gebirge, das Schnee auf dem Haupte und Gluten in seinem Herzen trägt, — es gibt für dich keinen Bergelster, keinen Verbesserer letzterhand mehr — es gibt keine Vernunft in dem mehr, was geschieht, keine Liebe in dem mehr, was dir geschehen wird. Mensch der Entfagung, in alledem willst du entsagen?“ Solche Entfagung treibt eben zum Wahnsinn, und die alten Erzellenzen, die Bernoulli und Overbeck in einer ernststen Stimmung lachen machten, haben das Richtige getroffen. Die beiden Freunde belauschen in einem Hotelgarten folgendes Gespräch eines schwäbischen Geheimrats mit seiner schwerhörigen Gattin: „Ja, und dann hat er e wüschte Schrift gschriebe gees Christedom, und dann isch er e Narr worde.“ „Ha ja, respondierte sie, darum isch er e Narr worde.“

Nun fasse ich das nicht etwa als ein Gottesgericht auf, wie die Frommen zu tun pflegen (Bernoulli erinnert daran), sondern als ein Martyrium. Menschen, die einen großen Beruf haben, werden von einem Dämon getrieben, wie es Goethe nannte. Er selbst war nicht weniger ein dämonischer Mensch wie Napoleon, und auch Nietzsche war einer. Dieser war dazu auserkoren, den Gemütszustand eines Atheisten zu offenbaren, und an diesem seinem Berufe mußte er zugrunde gehn. Es gibt eben erfreuliche und unerfreuliche Berufe. Goethe ist in seinem glücklich geworden, und wir preisen ihn glücklich; in Nietzsche haben wir das Unglück zu ehren, das ihm sein Beruf bereiten mußte, um so mehr, als er diesem seinem Berufe mit erstaunlicher Willensenergie, mit

heroischer Anstrengung nachgekommen ist. Bernoulli wird mir die Seiten seines Buches entgegenhalten, auf denen er ausführt, Nietzsche sei eigentlich, und zwar gerade unmittelbar vor Ausbruch des Wahnsinns, sehr glücklich gewesen, in übermütiger Stimmung, voll befriedigt von seinem Lebenswerk und von seinem augenblicklichen Zustande. „Wohl ist der Zustand lebhaftester Überheiterung, den der Nervenarzt Euphorie nennt, der untrügliche Vorbote zerebraler Erkrankung bei einem normalen klinischen Befunde. Aber Nietzsches Paralyse verlief überhaupt so sehr atypisch, und sein den Zusammenbruch einleitendes überschwengliches Glücksgefühl war von einer so gereinigten Erhabenheit, daß zwar die Natur wohl die Richtung eingeschlagen, der Geist aber dennoch bis zuletzt die Führung behalten hat.“ Daß jedoch dieses Glücksgefühl auf einer Selbsttäuschung beruhte, wird uns klar, wenn wir uns vorstellen, er wäre gesund geblieben, wäre endlich einmal, nachdem er sein literarisches Lebenswerk, das Einsamkeit fordern mochte, vollbracht hatte, in die Welt zurückgekehrt und hätte ein normales Mannesleben begonnen, zu dem gehört, daß einer als Familienvater oder als Beamter oder als Wirtschaftler oder Unternehmer oder in mehreren dieser Eigenschaften die Sorge für einige andre Menschen übernimmt. Hätte nun Nietzsche seinen Kindern oder Schülern oder sonstigen Schutzbefohlenen das Endergebnis seines Denkens als der Weisheit letzten Schluß offenbaren und sie anleiten können, danach ihr Leben einzurichten? Das wäre schon wegen der entgegengesetzten und darum unvereinbaren praktischen Folgerungen unmöglich gewesen, die er selbst aus seinen theoretischen Prämissen gezogen hatte. Er hätte also entweder seine Philosophie preisgeben oder sie im Leben verleugnen müssen; wo wäre da sein Glück geblieben, und was ist eine Philosophie wert, mit der man nicht leben kann?

Übrigens ist seine Erkrankung in der Tat etwas außerordentliches, von allem gewöhnlichen durchaus abweichendes und darum die Geschichte des Verlaufs, die zu lang ist, sie Bernoulli nachzuerzählen, im höchsten Grade interessant. Nur das eine mag hervorgehoben werden, daß der Wahnsinn in den ersten Tagen des Januar 1889 urplötzlich ausgebrochen, und daß Nietzsche vorher nicht einen Augenblick — im gewöhnlichen Sinne des Wortes — verrückt gewesen ist, daß also von einem allmählichen Verfall des Gehirns, der sich durch immer exzentrischer werdende Meinungen angekündigt habe, keine Rede sein kann. Er hat im letzten geistig gesunden Jahre quantitativ und qualitativ Erstaunliches geleistet und bis Ende Dezember 1888 höchst verständig mit mehreren seiner Freunde, besonders mit Peter Gast, korrespondiert. Diesem erzählt er viel von musikalischen Erlebnissen, von seiner Turiner Kost, von dem Projekt, seine Werke, denen eine glänzende Zukunft bevorstehe, mit einem geliehenen Kapital von Fritsch zurückzukaufen; dieser wolle ungefähr zehntausend Mark dafür haben. Merkwürdig sind folgende Äußerungen vom 9. und vom 22. Dezember 1888. „Ich blättere seit einigen Tagen in meiner Literatur, der ich jetzt zum erstenmale mich gewachsen fühle. Verstehen Sie das? Ich habe alles sehr gut gemacht, aber nie einen Begriff davon gehabt [weil er eben „von

seinem Dämon besessen" geschrieben hatte] — im Gegenteil. . . Sehr kurios, ich verstehe seit vier Wochen meine eignen Schriften, mehr noch, ich schätze sie. Allen Ernstes, ich habe nie gewußt, was sie bedeuten; ich würde lügen, wenn ich sagen wollte, den Zarathustra ausgenommen, daß sie mir imponiert hätten. Es ist die Mutter mit ihrem Kinde; sie liebt es vielleicht, aber in vollkommener Stupidität darüber, was das Kind ist. Jetzt habe ich die absolute Überzeugung, daß alles wohlgeraten ist, von Anfang an — Alles Eins ist und Eins will. Ich las vorgestern die »Geburt«: etwas Unbeschreibliches, tief, zart, glücklich."

Man hat Bernoulli vorgeworfen, er setze mit seinem Buche Nietzsche herab. Im Gegenteil tut er das Mögliche, ihm den höchsten Rang zu sichern. Nietzsche könne und solle Führer werden — nicht durch seine mancherlei Führergedanken (diese sind eben nicht sein ausschließliches Eigentum), sondern durch das, was noch gar nicht ausgeschöpft ist: seine Herzensgüte. Wäre er gesund geblieben, so würde diese zu wirken angefangen haben (als Denker habe er sein Werk vollendet gehabt). „Nun ihm das nicht beschieden war, erwächst uns die Verpflichtung, in der Ausdeutung seines Werkes das von ihm brach gelassne Gebiet von uns aus saatempfänglich zu machen. Nietzsche kann für uns unbeschadet seiner individualistischen Tendenz ein beglückender und befreiender Führer zu einer starken, unser ganzes Wesen erfüllenden Kompassionsfreude werden.“ Wunderlich, daß gerade Nietzsche in diesem Gebiete Führer werden soll, nur weil er, wenn er länger gesund geblieben wäre, seinem Herzen nach darin etwas hätte leisten können, da doch so viele Helden der christlichen Nächstenliebe und der modernen Humanität darin das Größte geleistet haben. Ferner preist Bernoulli die „Schwungkraft, die Nietzsches unerbittliche und leidenschaftliche Lebensliebe den europäischen Kulturtrieben einzuverleiben vermag“, aber tatsächlich nicht einverleibt, wie die Erfahrung beweist, daß gerade in der Atmosphäre Nietzscher Modernität die Jünglinge gedeihen, die um jedes Quarkes willen ihr Leben wegwerfen wie einen abgetragnen Schlafrock. Die Liebe zum Leben braucht dem Menschen so wenig „einverleibt“ zu werden wie irgendeinem Tier, er bringt sie mit auf die Welt. Die modernen Theorien sind es, die ihm die natürliche Lebensliebe austreiben. Der gläubige Christ dankt seinem Schöpfer für das Leben als für ein kostbares Gut. Und schmeckt einem der Christenglaube nicht, so mag er zu Goethe gehn und mit ihm singen:

Willst du Absolution  
Deinen Treuen geben,  
Wollen wir nach deinem Wink  
Unablässig streben,  
Uns vom Halben zu entwöhnen  
Und im Ganzen, Guten, Schönen,  
Resolut zu leben.

Da kann man Lebensliebe, Lebensfreude und Lebensmut trinken, aus Nietzsches Höllnbräu wahrhaftig nicht. Wie soll man das Leben, die Welt und seine Mitmenschen lieb gewinnen bei dem Manne, von dem sein Verehrer

Bernoulli gestehen muß: „Er wird zum ungeheuersten Ankläger, zum hochmütigsten Renegaten, zum unverschämtesten Vockspizel und agent provocateur. Alles gilt ihm nun Verbrechen am Leben, was immer bisher dagewesen ist: Optimismus, Pessimismus, Ideal, Güte, Gewissen. Es verzerrt sich ihm alles zur grinsenden Karikatur eines lebensfeindlichen Geistes, der den Leib untergräbt und in nimmer müdem Streben die Seele aushöhlt.“ Wie soll man an der Wirklichkeit Freude haben, wenn sie so dargestellt wird? Alle Austifter der von Nietzsche verpönten metaphysischen Hintergründe zusammengenommen haben den sicht- und greifbaren Vordergrund nicht in dem Maße angeschwärzt und entwertet wie der Mann des „großen Fels“, der zu schreiben wagt: „Damit ich keinen Zweifel darüber lasse, wen ich verachte: der Mensch von heute ist es, der Mensch, mit dem ich verhängnisvoll gleichzeitig bin. Der Mensch von heute — ich ersticke an seinem unreinen Atem.“ Auch Goethe hat die Macht des Niederträchtigen schmerzlich empfunden, aber er hat niemals die Verachtung einzelner auf die Gesamtheit übertragen, hat niemals aufgehört, die Menschen zu lieben und allen, die ihm nahelamen, auf die mannigfachste Weise wohlzutun. Auch er hat sich in prometheischem Trotz aufgebaut gegen die verborgnen unheimlichen Mächte, die den armen Menschen quälen (hier paßt das „auch“ eigentlich nicht, weil Nietzsche die Existenz solcher Mächte leugnete), aber es rang sich ihm doch die Überzeugung durch, daß im Herzen der Welt Vernunft und Liebe walten, und wo der Augenschein diesem Glauben zu widersprechen schien, da ruhte er nicht, bis er aus der Ungestalt die Gestalt oder Idee, aus dem Wirrwarr die Ordnung herausgefunden, aus den Dissonanzen die Harmonie herausgehört hatte. Zu dieser Lebenskunst die Menschen anzuleiten, nicht ihnen das wirre Bild der Wirklichkeit vollends zur Frage zu verzerren, darin sah er den Beruf des Dichters. „Wodurch bewegt dieser alle Herzen?

Wodurch besiegt er jedes Element?  
Ist es der Einklang nicht, der aus dem Busen dringt  
Und in sein Herz die Welt zurücke schlingt?  
Wenn die Natur des Fadens ew'ge Länge,  
Gleichgiltig drehend, auf die Spindel zwingt,  
Wenn aller Wesen unharmon'sche Menge  
Verdrücklich durcheinander klingt,  
Wer teilt die fließend immer gleiche Reihe  
Belebend ab, daß sie sich rhythmisch regt?  
Wer ruft das Einzelne zur allgemeinen Weiße,  
Wo es in herrlichen Akkorden schlägt?“

Wunderlicherweise will Bernoulli dem umherirrenden Einsiedler auch die Rolle eines Volksmanns und Volksführers zuerteilen; nur der Umstand, daß er fast nie — erst in der letzten Periode seiner gesunden Zeit, und zwar in Italien — mit dem Volke in Berührung gekommen sei, habe ihn gehindert, den Armen und Niedrigen sein liebendes Herz zu offenbaren. Nun ist es richtig, daß das, was er in der „Morgenröte“ über das niedere Volk sagt, zum schönsten gehört, was je vom nichtökonomischen Standpunkte aus über die Arbeiter-

bewegung geschrieben worden ist; es sollen hier nur ein paar Sätze aus dem Abschnitt der Biographie angeführt werden, worin Frau Förster die Stellung ihres Bruders zur sozialen Frage behandelt. „Gerade in Genua sah er mit Freuden, daß »arm, fröhlich und Sklave (wie wir vielleicht jeden geistigen und körperlichen Lohnarbeiter nennen müssen) sehr wohl beieinander sein könnte«, wie uns das ja die Vergangenheit, besonders auch das klassische Altertum, in den verschiedensten Formen zeigt. So glaubte er, daß die Arbeiter von heute ein Beispiel geben können von dem Glück und dem Stolz der Bedürfnislosigkeit, während aber gerade die sozialdemokratischen Führer bis jetzt nichts weiter erreicht haben, als diesen fröhlichen, bedürfnislosen Charakter des Volkes zu ruinieren und ihm den heitern Gleichmut zu nehmen, der sonst so oft der Neid der höhergebildeten, mit höhern Aufgaben beladen gewesen war. Mein Bruder zürnte, daß die Führer der Sozialdemokratie nicht einmal den Mut hätten, mit aller Kraft gegen den unmäßigen Alkoholgenuß zu kämpfen, der ein viel schlimmerer, die Arbeiter und ihre Familien verwüstender Feind sei als alles, was diese sonst als feindlich hassen.“

Aber wenn Nietzsche auch in einem seiner zahlreichen Bände in klassischer Form einige Gedanken ausspricht, die gläubigen Christen und echten Aristokraten längst geläufig sind, so macht ihn das noch lange nicht zum Arbeiterführer, und daß er, wenn er gesund geblieben wäre, in dem angedeuteten Sinne praktisch eingegriffen hätte, wie Bernoulli glaubt, ist bei seinem Naturell mehr als unwahrscheinlich. Das hätte ihm schon sein überwiegendes ästhetisches Empfinden nicht erlaubt. Johannes vom Kreuz fordert unter anderm auch Abtötung des Geruchssinnes, weil einer ohne solche mit armen Leuten nicht verkehren könne. Goethe, der in den Wanderjahren „das Hohe Lied der Arbeit“ singt, hatte weit mehr Anlage dazu und ist trotzdem weder Armenpfleger noch gleich seinem Lenardo Organisator von Gewerkschaften geworden. Beinahe verwegen klingt es, wenn Bernoulli schreibt: „Heißt es aber, Nietzsche habe nur immer an sich selbst gedacht, während Goethe das Wohl und Wehe der ganzen Welt im Auge gehabt habe, so ist das wenig stichhaltig; Goethe, der Weltenfreund, hat sich konserviert, und Nietzsche, der Egoist, hat sich zum Opfer gebracht.“ Diese Selbstopferung war sein tragisches Schicksal, ihm einen Vorwurf daraus zu machen, sie etwa Narrheit schelten, das dürfen wir nicht, vielmehr erzwingt sie Ehrfurcht; aber nachahmenswert ist solche Selbstopferung nicht; bei solchen, die nicht so offenbar dazu prädestiniert sind — gibt es doch viele, die an ihrem Eigensinn und ihren Schrullen zugrunde gehn —, muß man sie als Verirrung bezeichnen. Carl Jentsch

